

Ingeborg Arvola

Das Geschenk der kleinen Schwester

„Also das ist dein letzter architektonischer Erfolg?“

„Schau her! Wenn wir an den Wohnzimmerfenstern vorbeigehen, sehen wir uns selbst, nicht?“

„Stimmt ...“

„Die Fenster neigen sich nach außen“, sagt er energisch. „Das ist genial. Wenn du im Wohnzimmer stehst, siehst du förmlich auf die Welt hinab. Es ist ein Haus für Könige!“

„Miriam und ihre Familie benehmen sich jedenfalls wie Könige.“

„Jetzt sag nicht, dass du sie kennst, Schwester?“

„Miriam kauft Kleider bei mir und Häuser bei dir.“

„Zum gleichen Preis?“

Er lacht stumm und tippt eine Nachricht in sein Telefon.

„Was haben sie gesagt, als du sie Weihnachten zu Hause haben wolltest?“, fragt sie unvermittelt.

„Wir müssten darauf vorbereitet sein, dass es ihr ziemlich schlecht geht.“

„Ist sie gefährlich?“

„Nein, gefährlich ist sie nicht. Sie glauben nicht einmal, dass sie eine Gefahr für sich selbst ist.“

Der Wagen biegt in die Parktasche vor dem Einkaufszentrum.

Die Heizung geht zusammen mit dem Motor aus, und augenblicklich spürt er die Kälte seiner Schwester.

„Erst dachte ich, es wäre eine Schnapsidee“, sagt sie, „aber gestern habe ich mich wirklich gefreut, dich zu sehen, und ...“

„Nein, sieh doch!“ Der Bruder springt aus dem Wagen. „Das ist das Ehepaar Olson, meine neuesten Kunden. Geh schon mal vor, Schwester.“

Meine Schwester und mein Bruder. Sie schmücken den Baum. Sie holen vergoldete Kugeln heraus und hängen sie an Zweige. Mein Bruder wischt meine Wangen trocken, wenn ich weine. Meine Schwester sagt, dass Mutter es jetzt sicher besser hat, aber ich weine gar nicht wegen ihr. Da sind kleine schleimige Monster in den Christbaumkugeln. Ich weiß nicht, wie sie dorthin gelangt sind, vielleicht sind sie Engel, die von Menschen ausgebrütet werden sollen. Eine Form von Geburt ist jedenfalls beabsichtigt, aber jetzt dürfen die Monster nicht atmen. Feuchte Mäuler pressen sich gegen die Innenseiten der Kugeln. Wie Fische schnappen sie nach Luft. Mein Bruder sollte das verstehen, er, der immer sagt, dass alle Lebewesen luftige Räume zum Leben benötigen. Luft, sagt er zu meiner Schwester, während die Monster ersticken. Er hängt Kugeln an Zweige und lächelt mir flüchtig zu. Ich werfe eine Kugel auf den Parkettboden. Sie wird zwischen den Weihnachtsgeschenken zur zerbrochenen Schale eines Eis. Das Monster hinterlässt eine bleistiftschmale Spur aus Blut und Schleim, als es sich in ein Geschenkpaket hineinschlängelt. Ich strecke mich nach weiteren Kugeln, aber meine Schwester hält mich auf. Ihre Hände halten meine Handgelenke. Sie platziert mich auf einem Stuhl. Meine Schwester ist so kalt. Sie ist eiskalt. Die Berührung zapft mich an. Ich bin ein Wasserhahn und die Wärme rinnt heraus. Ich spreche

erklärend über Jesus, der in einem Stall geboren wurde, und ob der Stall nicht vielleicht eine Schale war, die zerbrochen werden musste, aber meine Schwester ist kein Mensch, der Leuten zuhört, die leise sprechen. Sie wischt die Spuren des Monsters weg und wirft prüfende Blicke auf meine Handgelenke.

Bruder und Schwester sehen einander fragend an, als ihre kleine Schwester das Geschenkpapier vom größten Paket reißt. Der Karton ist leer, vollkommen leer, aber die kleine Schwester scheint das nicht zu begreifen.. Ihre knochig dünnen Hände befingern die Luft im Karton. Der Mund formt glückliche Worte aus Stille.

„Hast du das gewollt?“, fragt der Bruder.

„Nein“, antwortet die Schwester, „aber sieh doch, wie sie sich freut.“

„Das war mehr als bloß Luft“, flüstert die kleine Schwester, beinahe erklärend, und ein durchsichtiger Finger zeigt erst hierhin, dann dorthin. Das Licht des Weihnachtsstern fällt auf die Adern unter der papierdünnen Gesichtshaut. „Genauso grün wie die Röcke, die du machst“, flüstert sie der Schwester zu.

Sie nehmen an, sie meint das Geschenkpapier, auch wenn es gelb ist. Sie sehen sich an und schauern aus einer Art Liebe zur kleinen Schwester. Manche Menschen sind Streichhölzer und Grashalme. Sie können brechen wie zu hohe Töne in einer strapazierten Stimme. Die kleine Schwester beugt sich über den leeren Karton und lächelt gespenstisch. Den Bruder beschleicht das Gefühl, sie könnte sich auflösen, zu Papierschnipseln in Wasser und Asche in Luft werden. Er schenkt sich noch einen Brandy ein.

„Nach der Beerdigung zog ich ihren Pullover an“, sagt die Schwester leise. „Du weiß schon, diesen einen, den sie immer trug. Ich schlief in ihm, und als ich aufwachte, dachte ich anfangs, mein Kopf läge in ihrem Schoß.“

„Sie war verbraucht“, sagt der Bruder. „Das mit unserer kleinen Schwester hat ihr alles abverlangt.“

„Ich habe nie jemandem den Kopf in den Schoß gelegt“, fährt die Schwester fort.

Das Monster ist zu doppelter Größe herangewachsen. Es beißt sich in den Schwanz, presst die Echsenfü. e an den Körper, wenn ich den Zeigefinger ausstrecke. Es wird eine Avocado, fest und gleichwohl weich. Warm, sage ich und lege den Finger auf die hellere Brusthaut. Unter ihr pocht ein Herz. Das Monster schwirrt vor Lebendigkeit. Mein Bruder und meine Schwester sagen, ich solle ins Wohnzimmer kommen, es sei schon lange Tag. Sie sind einsame Birnen in entlaubten Birnbäumen. Das Monster saust unters Bett. Ich nicke. Mein Bruder und meine Schwester ertragen es nicht, ohne mich im Wohnzimmer zu sein. Dort ist zu viel Luft. Der Bruder hat einen Tunnel ins Dach gebaut. Ganz oben, über dem Weihnachtsbaum ist dort ein Glasdach. Von einem Menschen zum anderen gesandte Gedanken werden in den Tunnel hinaufgesaugt und verschwinden. Mein Bruder hat schon immer Angst vor Nähe gehabt. Wenn wir zu nahe bei ihm saßen, als wir klein waren, schlug er uns. Ich versuche an ihnen vorbeizuschleichen. Meine Schwester ist so kalt, und mein Bruder ist voller Sehnsucht. Er sehnt sich nach allen, von denen

er glaubt, sie vielleicht doch geliebt zu haben. Sie brauchen mich mehr, als sie glauben. Ihre Arme strecken sich nach mir aus. Sie denken, sie stützen mich bis zum Sofa, aber im Grunde bin ich es, der sie stützt. Jetzt, da die Monster erstickt in den Kugeln liegen, kann ich den Weihnachtsbaum ertragen. Er ist eine schöne Trauer. Eine geschmückte Leiche. Es gibt nichts, was man noch für sie tun könnte. Bald sind sie zu Staub und Knochenresten vertrocknet.

Der Bruder schaut die Nachrichten. Er lässt einen Schluck Brandy über die Zunge rollen, stellt die Uhr. Das Geschenk der Schwester ist extravagant. Gebäude, die jemand bis zur Unkenntlichkeit zerbombt hat, flimmern über den Bildschirm. Er ertappt sich bei der Frage, welchen Sinn das Geschenk hat. Hat er eine derart teure Uhr verdient? Und wenn ja, hat er sie in seiner Eigenschaft als Bruder oder in seiner Eigenschaft als erfolgreicher Architekt verdient? Wenn er an den leeren Geschenkkarton denkt, den sie der kleinen Schwester geschenkt hat, schneidet ihm das Uhrband ins Handgelenk. Findet die Schwester ihn habgierig? Die Mutter nannte ihn habgierig, als er die Weihnachtsfeier der Heilsarmee nicht unterstützen wollte. Das war letztes Jahr Weihnachten. Er legt die Uhr auf den Wohnzimmertisch. Nein, die Schwester ist berechnend. Sie hat ihm die Uhr sicher geschenkt, um sich so selber zu spiegeln. Er erzählt den Leuten, dass die Uhr von ihr ist, und sie begreifen, dass ihre Kreationen wertvoll sind. Er hört sich selber lachen, und die Schwester hebt eine schmale Augenbraue an. Auf dem Bildschirm liegen Patienten in Krankenhausbetten.

Blut zieht in Verbände ein. Ihre Gesichter sind auf Grund des neuen Virus nicht mehr wiederzuerkennen.

„Sorry“, sagte er in den Raum hinein.

„Ich bin froh, dass ich nicht in der Branche arbeite, die an den ganzen neuen Krankheiten schuld ist“, sagt die Schwester und schneidet sich mit dem Obstmesser eine Scheibe vom Apfel ab.

„Du kleidest die Leute nur ein, die das tun“, sagt er und spürt das Lächeln im Mundwinkel.

Die Schwester runzelt die Augenbrauen. Das Apfelstück hängt wie eine Drohung in der Luft. Er hebt beschwichtigend die Arme.

„Ich gebe ihnen die Häuser, die sie haben wollen, und du gibst ihnen die Kleider ...“

Die Schwester isst das Apfelstück. Er wirft einen Blick zur kleinen Schwester. Sie ist nicht fähig, etwas zu geben, weder Häuser noch Kleider. Das irritiert ihn. Sie muss niemals Verantwortung übernehmen, fordert nur die Verantwortung anderer, fordert und fordert, sie forderte ihre Mutter tagaus, tagein, ohne jemals zufrieden zu sein, wollte sie nur sterben, so als wäre sie eine einsame Insel, die im Meer versinken konnte, ohne dass andere deshalb ertranken, als hätte sie keine Mutter mit dünnen weißen Haarsträhnen ... Die kleine Schwester ist eine flackernde Anwesenheit in der tiefsten Ecke des Sofas. Ihre Augen sind auf den Fernseher gerichtet. Sie sind unnatürlich groß. Tränen strömen die Wangen herab.

„Verdammt“, murmelt er.

„Ich schalte um“, sagt die Schwester sachlich, und die infizierten Patienten verschwinden zugunsten eines Vogelschwarms, der in

Formation am Himmel fliegt.

Er setzt sich neben die kleine Schwester, hört es in ihrem Hals glucksen, Schluchzer und Worte, die sie nur selten benutzt. Sein Ärger schlägt in Fürsorglichkeit um. Er legt einen beschützenden Arm um die schwächtigen Schultern. Die Fäuste der kleinen Schwester sind so fest geballt, dass die Fingernägel in die Haut geschnitten haben.

„Verdammt“, wiederholt er und biegt die Finger vorsichtig hoch. Blutige Halbmonde tauchen auf, kaum sichtbar in der spärlichen Beleuchtung. Er legt die Finger auf die Wunden und presst. Selbst das Blut der kleinen Schwester scheint dünner zu sein als das anderer Menschen. Der Tropfen, der über die Handfläche läuft, ist einfach nicht dunkelrot und erinnert eher an die Wasserfarben eines Kindes. Die Schwester holt etwas zum Desinfizieren und Pflaster.

Sie sitzen über die Hand der kleinen Schwester gebeugt, und keiner von ihnen kommt auf die Idee, mehr Licht zu machen, um besser sehen zu können. Es scheint, als zögen sie es vor, sich noch tiefer hinunter zu beugen, bis sie schließlich mit der Stirn aneinanderstoßen und merken, dass sie haargenau die gleiche Stirnform haben, und aus irgendeinem Grund stimmt sie das froh. Verlegen lächeln sie den geschlossenen Augen der kleinen Schwester zu.

Das Fenster steht weit offen. Das Monster muss genug Luft bekommen. Es lebt von Luft. Es wächst wie wilde Frühlingspflanzen. Die Avocadohaut glüht vor Hitze. Die

Nasenlöcher weiten sich und erinnern an Trichter. Die Lieder sind auch gewachsen. Das Monster blinzelt, blinzelt nochmals, bevor es an mir hinaufklettert wie an einem Baumkuchen. Als mein Bruder hereinkommt, robbt es sich hinunter in eine Pantoffel. Er schließt das Fenster und setzt sich auf die Bettkante. Er fragt, ob ich mich wohl fühle, wartet die Antwort jedoch nicht ab. Er glaubt, er sitzt hier wegen mir, doch es ist das Monster, das ihn anzieht. Mein Bruder spürt seine Gegenwart als ein Hungergefühl. Als die Schwester auch in der Tür steht, muss ich wieder weinen. Ihr Körper ist in eine grau gestrichene Verzweiflung gehüllt, die mit jedem Lächeln wächst, das sie lächelt. Sie reicht mir ein Taschentuch und schaut fragend in den leeren Geschenkkarton hinab. Danach verfrachten sie mich ins Bett. Ihre Hände streifen einander auf der Decke. Sie werden weggezogen. Meine Schwester hat blaugefrorene Knöchel. Du musst dich einfach mal gut ausschlafen, sagen sie und schließen die Tür. Das Monster steht zusammengekauert auf der Wand und lauscht etwas, das ich nicht hören kann.

Der Bruder fragt die Schwester, ob sie zum Gottesdienst gehen sollen. Sie einigen sich darauf, dass sie eigentlich nicht wollen. Für einen Moment stehen sie paralysiert jeder an einem Ende der Küche. Sie wittern den anderen wie einen Schwindel erregenden Sog, ehe sie sich losreißen. Der Schwester fällt ein, dass sie ein Bad nehmen wollte, und der Bruder lehnt sich schwer an die Gefriertruhe. Er ist sich ganz sicher, dass er eine Gefrierbox mit frisch eingefrorenem Tintenfisch hat. Er murmelt seinen Händen

Beschriftungen zu, ehe er auf einen Knopf drückt und unsichtbare Boxen Musik verströmen.

Ich baue Türme aus getrockneten Mandarinschalen. Ich ritze Herzen in die Lederhaut des Sofas. Ich blase warme Luft in Briefumschläge und klebe sie zu. Ich presse Fingerspitzen gegen Trauben. Das Schweigen meines Bruders und meiner Schwester verspeist das Haus, und es wird dunkel. Sie möchten sich so gerne unterhalten, aber ich kann ihnen nicht helfen. Ich laufe los. Ich stoße mir die Knie an den Möbeln. Ich finde keine Türklinke, und ich finde kein Monster. Es hat keinen Sinn, nach dem Monster zu suchen, das weiß ich. Es kommt, wann es will. Es ist Weihnachten geboren worden wie Jesus. Ich muss ausgestreckt auf dem Fußboden liegen. Ich muss die Kniescheiben auf den Teppich pressen. Ich muss warten. Nicht laufen. Ich muss Staubkörner in geschlossenen Räumen sein und warten.

„Du hättest sie da draußen lassen sollen.“

„Du hättest ihr kein leeres Paket schenken sollen.“

Sie blicken auf die kleine Schwester herab. Nur das Weiß ihrer Augen ist zu erkennen.

„So lag sie auch, als sie noch klein war“, flüstert die Schwester.

„Ich wollte eine Familie sein, wenigstens an Weihnachten. Du und ich sind zu wenig.“

„Keine Eltern, keine Partner, keine Kinder.“

„Klienten und Kunden.“

Die kleine Schwester richtet die weißen Augen auf sie.

Streifen aus Mandarinenschalen haben sich in den trockenen Haarsträhnen verfangen.

„Was hältst du von einem Bad“, fragt die Schwester mit seltsam sanfter Stimme.

„Ich werde eins einlassen“, beeilt sich der Bruder hinzuzufügen.

„Es ist wirklich eine tolle Badewanne“, hört er die Schwester sagen, während er losgeht.

Mein Bruder und meine Schwester. Sie haben endlich gute Nacht gesagt. Das Monster beugt sich über das Bett. Es ist heiß wie geröstete Kastanien. Es ist jetzt ausgewachsen und braucht mit jeder Minute, die vergeht, mehr Luft. Ich öffne das Fenster. Die Deckenlampe schwingt, wenn das Monster sich bewegt. Die Flügel rascheln wie Seide. Die Winterdunkelheit frisst sich in meine Haut. Ich weiche zum Bett zurück. Das Monster legt sich zu mir. Es ist die letzte Nacht. Bald wird das Monster fortgehen. Ich liege unter den Seidenflügeln und atme Monsteratem.

Die Schwester schluckt mit Wasser aus dem Hahn zwei Pillen.

Die Haut sieht gut aus. Die Fingernägel sind gepflegt und zur einen Wange hin gebogen. Sie studiert die Wassertropfen, die das Kinn hinablaufen. Sie wischt Wassertropfen immer weg.

Einmal, vor langer Zeit, wischte sie Melonensaft weg, der ihr Kinn hinablief. Ein Mann hatte sie mit Melone gefüttert. Lass den Saft laufen, bat er, aber als er für einen Moment fortsah, wischte sie ihr Kinn ab. Es war das einzig richtige, was sie tun konnte. Als er es entdeckte, sagte er, sie sei kalt, so verdammt kalt. Jetzt lässt sie

die Wassertropfen laufen. Die meisten tropfen ins Waschbecken, aber ein Tropfen rinnt über das Kinn, den Hals hinab, folgt dem Verlauf des Schlüsselbeins, schwenkt unter das Nachthemd. Der Tropfen läuft auf die linke Brust und stoppt auf der Brustwarze. Die Schwester schaudert. Sie zieht am Nachthemd, blickt an sich selbst herab. Der Wassertropfen ist zu Eis gefroren. Sie ist so kalt, so verdammt kalt. Ihre Schritte auf der Treppe zum Zimmer des Bruders sind lautlos. Sie bleibt vor der Tür stehen.

Der Bruder lehnt sich an die Innenseite. Er lauscht dem Atem der Schwester. Er glaubt, dass ihre Hand auf seiner liegt, getrennt durch die Tür. Der Alkohol des Abends folgt dem Strom des Bluts wie ein träger Verwandter. Er ist müde. Am hinteren Ende der Zunge liegen Frauengesichter, die er gerne wiedergesehen hätte. Beate und Kristin und Lotta. Er schluckt und schluckt. Der Hand, die auf der Tür liegt wird jegliche Wärme ausgesogen. Die Schwester ist so kalt. Sie erinnert ihn immer an die Frauen, die er früher gekannt hat, die wesentlich wärmer waren, die wärmere Gefühle für ihn hegten, nicht für ihn als erfolgreicher Architekt, sondern als Mensch. Mann. Beate und Kristin und Lotta sagten, dass sie ihn liebten, und er sagte sorry, aber ... die Gefühle würden nicht erwidert, sagte er, und blabla Ehrlichkeit. Er erklärte, sie verdienten etwas Besseres. Wenn er einmal ganz ehrlich sein soll, dann liebte er sie alle, liebte sie vielleicht zu sehr. Er weiß es nicht. Er hatte das ekelhafte Gefühl, sich in den Frauenkörpern zu verlieren, und jedes Mal, wenn er mal wieder eine von ihnen losgeworden war, atmete er erleichtert auf, kaufte sich ein neues Messerset oder Hemd und unterhielt sich mit Schwester und

Mutter. Die Schwester war sachlich und abwesend und die Mutter voll des Bedauerns. Sie wartete auf Enkelkinder und es war seine Aufgabe, welche auf den Weg zu bringen. Nein, in seine Schwestern setzte sie ganz sicher keine Hoffnungen. Die kleine Schwester war schon immer ... speziell gewesen, und sie waren noch nicht sonderlich alt, als eine Eisschicht begann, sich auf das Milchglas der Schwester zu legen, sobald sie es zu lange fest hielt. Für Sekundenbruchteile sieht er die Schwester mit konzentriertem Gesicht Donald lesen. Nun atmet sie auf der anderen Seite der Tür, und ihre Kälte ängstigt ihn, ängstigt ihn weit mehr, als seine eigenen Gefühle und die der Frauen es je getan haben. Die Finger sind taub. Die Schwester atmet, die Schwester wartet. Schließlich öffnet er die Tür in dem Gefühl, gebeten worden zu sein, den Frost mit ihr zu teilen, und die Stimmung, in der er gewesen ist, nachdem er die kleine Schwester geholt hat, lässt ihn versucht sein, ja zu sagen.

Sie sehen sich in der Dunkelheit an. Sie lächeln vorsichtig.

„Wir haben die gleiche Farbe“, flüstert die Schwester und zupft am Ärmel seines Pyjamas.

„Pflaumenfarben“, erwiderte der Bruder, obwohl es zu dunkel ist, um Farben zu erkennen.

„Pflaumenfarben“, stimmt die Schwester zu und tritt einen kleinen Schritt näher.

Das Monster steht mit dem Maul zum Fenster gewandt. Das Morgenlicht vermischt sich mit der Luft vor dem Fenster. Die Seidenflügel flattern. Ich trete näher. Das Monster sagt, dass es

sich hinaussehnt. Ich nicke. Auch ich sehne mich hinaus. Das Licht ist bleich und sanft. Ich öffne das Fenster, aber es ist zu klein. Das Monster sieht mich aus tiefen Augen an. Es erklärt, dass es mehr Luft braucht. Es braucht den ganzen Himmel. Es wird den Himmel durchqueren und weiterfliegen. Der Flügel in der Luft ist der Fisch im Wasser. Das Monster braucht die Luft der ganzen Welt. Meine Arme flattern in der Luft. So ist es. Das Monster muss hinaus und fliegen, es wird weiter, immer weiter fliegen. Es wird zur Sonne fliegen. Es wird fliegen, bis die Haut Feuer fängt und zu Staub und Rauch zerfällt. Das Monster wird die Sonne küssen. Es wird ein Opfer dafür bringen, dass es anderen gut geht. Es will in die Sonne fliegen und verschwinden. Es will weihnachtlichen Frieden stiften und weihnachtliche Freude bereiten. Ich kann meine eigene Haut verbrennen lassen, damit die Haut anderer nicht befallen wird. Die verbrannte Asche kann durch das Universum zurückwirbeln. Eines Tages wird dann schwarzer Regen fallen, und die Leute werden erkennen, dass die Wunden der Infizierten mit der Asche eingerieben werden können. Die Wunden werden sich schließen, zu Schorf eintrocknen und blasse Narben hinterlassen. Ein Wunder! Das Monster atmet auf das Glas, leckt am Fensterrahmen. Ich atme auf das Monster. Ich halte es in meinen Armen, obwohl es zu groß ist. Das Monster brennt, aber ich bin heißer. Wir sind Feuer. Wir sehnen uns nach Sonne. Ich führe es durch das stille Haus.

Auch die Eingangstür ist zu klein. Außerdem muss es Schwung nehmen, erklärt das Monster. Ich schaue mich um. Ich denke an Treppen und Berggipfel und gehe vor ihm in die oberste Etage.

Das Monster ist eine Katze an meinen Fersen. Meine Hand streift den Flügel und ich habe Angst, das Gleichgewicht zu verlieren. Das Monster schwirrt vor Lebendigkeit. Ich knistere. Im Schlafzimmer liegen meine Schwester und mein Bruder. In dem breiten Bett sehen sie klein aus. Es schaudert mich. Meine Schwester hat die Temperatur bis zum Gefrierpunkt gesenkt, aber meinem Bruder fügt das keinen Schaden zu. Seine Arme sind mit blauem Flanell bekleidet und umarmen meine Schwester, als benötigte sie Schutz. Das sieht schön aus. Sie atmen Frostrauch und haben rote Wangen. Das Monster will sie nicht ansehen. Es sehnt sich, sehnt sich so wahnsinnig hinaus.

Die Tür zur Dachterasse öffnet sich lautlos. Wir stehen auf den Fliesen. Wir müssen aufs Dach hinauf. Ich sage, dass ich es zur Sonne begleiten möchte. Die Flügel sind groß genug für zwei, sagt das Monster. Ich drehe mich vorsichtig um. Es weht ein leichter Wind. Wir klettern hinauf. Das Monster will möglichst viel Schwung haben. Wir wollen die Atmosphäre hinter uns lassen. Wir wollen weit und weiter als weit. Das Monster findet eine flache, runde Stelle auf dem Dach. Es ist das obere Ende des Glastunnels meines Bruders. Weeeeeiiiiit unter uns liegt das Wohnzimmer. Dort leuchtet der Weihnachtsstern in der Spitze des Baums. Das Monster bläht die Nasenlöcher auf. Licht dringt durch seine dünne Haut. Wie schön. Mein Herz schmerzt. Ich bin lebendiger als je zuvor. Wir müssen springen, wenn wir abheben. Wir müssen zwei Mal springen und die Hände in den Himmel strecken. Dann kommen wir zur Sonne. Die Stimme des Monsters strahlt Sicherheit aus. Es tut gut, mit jemandem zusammen zu

sein. Die Seidenflügel flattern in den Windstößen. Sie werden ausgebreitet wie ein hautfarbener Himmel. Ich spüre mein eigenes Lächeln. Ich strecke die Arme aus und springe, springe ...

Das Getöse lässt die Geschwister ihre Augen öffnen. Sie wissen schon, was geschehen ist. Die offene Tür zur Terasse ist eine blendende Wunde. Die Schwester läuft hinaus, springt aufs Dach und beugt sich über die zersplitterte Glasplatte. Sie sieht die Schwester und den umgestürzten Baum. Sie sieht den Bruder nach ihr greifen und sie von den Ästen des Baums wegschleppen, ebenso unbedacht wie früher, als sie noch klein waren. Wenn sie nicht tot ist, dann ist sie auf jeden Fall schwer verletzt, und dann soll man den Körper nicht von der Stelle bewegen. Sie will ihm das zurufen, aber ihre Stimme versagt. Vorsichtig rutscht sie zurück, läuft von der Terasse ins Haus. Ihr tut der Nacken weh. Sie muss sich im Schlaf verlegen haben wie auch früher schon einmal, als sie klein waren und zelteten. Es war der erste Versuch der kleinen Schwester. Sie stürzte sich von einem Felsvorsprung, trieb kopfunter im Wasser, gleich einem Stofffetzen, erinnert sie sich, und der Bruder verhielt sich so unbedachtsam und lief in voller Montur und Stiefeln ins Wasser hinaus und schleppte sich fast zu Tode, während sie selbst sich methodisch auzog. Zieh dich aus, rief sie und schwamm an ihm vorbei, sieh zu, dass du an Land kommst, rief sie und spuckte Wasser, schwamm zur Schwester und drehte den stummen Körper um, gab ihr Ohrfeigen, blies in den bleichen Mund, während sie an Land schwamm. Schwamm und blies. Ausgestreckt auf dem glatten

Fels liegend, spuckte die kleine Schwester Wasser und Algen aus. Sie streifte ihr die Kleider ab, trocknete sie fest ab, zwang ihr die eigenen Kleider auf. Den Bruder versorgte sie mit einem Schlafsack. Dann eilten sie nach Hause. Die Zeltausrüstung blieb, wo sie war. Sie erinnert sich an ihre eigenen nackten Arme, die sie um die kleine Schwester gelegt hatte. Erst als sie zu Hause waren, entdeckte sie, dass nicht nur die Arme nackt waren, sondern ihr ganzer Körper. Die Mutter weinte wegen der kleinen Schwester, und sie selbst saß in der Küche. Nackt. Es war der Moment, in dem sie den Frost bemerkte, der am unteren Ende des Rückgrats saß. Er nagte sich nach innen. Sie zitterte vor Kälte, und der Nacken schmerzte vom Haaransatz bis zu den Rückenwirbeln, denn sie hatte sich in der Nacht zuvor im Schlaf verlegen. Der Kopf der Schwester war ein Stein auf ihrer Schulter gewesen. Ein Stein in der Kindheit. Ein Stein im Rücken.

Der Bruder kommt ihr stolpernd entgegen. Er schließt die Arme um sie, ringt an ihrer Wange nach Luft. Die Nase ist feucht.

Der Arm der kleinen Schwester zeigt ausgestreckt zu ihren Beinen, sieht sie, und zieht sie ein wenig zurück. Rund um die schwächliche Gestalt liegen Tannennadeln und zerbrochene Christbaumkugeln. Der Weihnachtsstern liegt verbeult in einer Ecke, leuchtet jedoch immer noch. Glasscherben reflektieren das Licht. Wind weht durch den offenen Tunnel hinein. Das Morgenlicht schaut fragend auf sie herab.

„Ich werde wohl die Polizei rufen müssen“, sagt die Schwester und stellt fest, dass sie noch immer keine Stimme hat. „Die Polizei“, sagt sie, kann die Worte jedoch nicht hören. Gleichwohl

nickt der Bruder, dessen Augen an ihren Lippen kleben. Mit großen Schritten geht sie zum Telefon und wählt die Nummer.

„Polizeipräsidium“, sagte eine Stimme.

„Es ist ein Unglück geschehen“, sagt die Schwester, kann sich aber nicht hören. Erst jetzt begreift sie. Sie hat ihre Stimme verloren. Der Nacken tut fürchterlich weh. In panischer Angst betrachtet sie den Körper der kleinen Schwester.

„Hallo?“, sagt die Stimme der Frau. „Ist jemand am Apparat?“

Ihr bricht der Schweiß unter den Armen aus. Ihr Mund verzerrt sich zu einer eigenartigen Grimasse. Sie kann ihn nicht mehr kontrollieren. Uuääh. Es klingt wie ein Stöhnen.

„Gib mir“, sagt der Bruder. Sie sieht die Tränen auf seiner Wange.

Sieht die Hand, die den Hörer übernimmt. „Es ist ein Unglück geschehen ...“

Nachher lehnen sie ihre Stirnen aneinander. Die Fü.ße sind nackt.

Der Bruder hat Schnittwunden an ihnen. Sie hat Nagellack. Sein Pyjama ist blau, während ihrer zitronengelb ist. Nur die Stirnform ist gleich, haargenau gleich, und die Berührung erfüllt sie mit Ruhe. Verschämte Nähe blinzelt am Rande der Tragödie.